



ADAM
JOHNSON
NIRVANA
STORIES



SUHRKAMP

SV



Aus dem amerikanischen Englisch
von Anke Caroline Burger

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2015 unter
dem Titel *Fortune Smiles*
bei Random House, an imprint and division of
Penguin Random House LLC, New York.

Erste Auflage 2015

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2015

© Adam Johnson 2015

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42500-8

NIRVANA

*Im Gedenken an
Thomas Mannarino (1964-2007)
und Eric Rogers (1970-2012)*

NIRVANA

ES IST SPÄT, und ich kann nicht schlafen. Ich schiebe ein Fenster hoch, um frische Luft hereinzulassen, Frühling in Palo Alto, aber es hilft nicht. Ich liege mit offenen Augen im Bett und höre ein Wispern. Ich muss an den Präsidenten denken, weil wir oft im Flüsterton miteinander sprechen. Ich weiß, dass das Wispern nur von meiner Frau kommt, Charlotte, die die ganze Nacht lang Nirvana über Kopfhörer hört und die Texte im Schlaf mitmurmelt. Charlotte hat ihr eigenes Bett, ein elektrisch verstellbares Klinikbett.

Ich kann nicht schlafen, denn wenn ich die Augen schließe, sehe ich meine Frau vor mir, wie sie Selbstmord begeht. Beziehungsweise es *versucht*, schließlich ist sie von den Schultern abwärts gelähmt. Die Lähmung ist vorübergehend, aber überzeugen Sie mal Charlotte davon! Sie hat heute auf der Seite geschlafen, damit die wundgelegenen Stellen nicht schlimmer werden, und das Gitter neben der Matratze auf so eine Art angestarrt. Das Bett steuert sie mit der Stimme – wenn sie es also schaffen würde, ihren Kopf irgendwie zwischen die Stäbe zu manövrieren, bräuchte sie nur noch »hoch« zu sagen. Hätte sich das Kopfteil erst einmal in Bewegung gesetzt, wäre sie in Sekundenschnelle erstickt. Auch die Schlaufe im Kabel des Hoyer-Lifters, mit dem sie aus dem Bett hinaus- und wieder ins Bett hineingehoben wird, sieht sie mit einem ähnlichen Blick an. Doch im Grunde braucht sie gar keine extravagante Exit-Strategie – schließlich hat sie mir das Versprechen abgerungen, dass ich ihr helfen werde, wenn es so weit ist.

Ich stehe auf und trete an ihr Bett, aber sie hört noch gar nicht Nirvana – das hebt sie sich meist für die Zeit auf, in der sie es am

dringendsten braucht, nach Mitternacht, wenn ihre Nerven richtig anfangen zu knistern.

»Ich dachte, ich hätte etwas gehört«, sage ich zu ihr. »Eine Art Flüstern.«

Kurz geschnittene Haare umrahmen ihr abgehärmtes Gesicht, ihre Haut ist fahl wie Kühlschrankslicht.

»Ich hab es auch gehört«, sagt sie.

Neben ihrer sprachgesteuerten Fernbedienung liegt ein halb geraucher Joint in der Metallschale. Ich zünde ihn an und halte ihr das Ding an die Lippen.

»Und, wie ist das Wetter da drin?«, frage ich.

»Windig«, sagt sie, als sie den Rauch ausatmet.

Windig ist besser als Hagel oder Blitz, oder, Gott bewahre, Hochwasser, das Gefühl, das sie hatte, als ihre Lungenfunktion wieder einsetzte. Aber Wind ist nicht gleich Wind.

Ich frage: »Windig wie das Wispern im Fliegengitter oder windig wie das Rütteln der Fensterläden?«

»Eine starke Bö, die pfeift und zischt wie ein Mikrofon im Wind.«

Sie raucht. Charlotte ist nicht gern bekifft, aber es beruhigt ihr Inneres, sagt sie. Sie leidet am Guillain-Barré-Syndrom, an einer Krankheit, bei der das Immunsystem die Leitbahnen der eigenen Nerven angreift, und wenn das Gehirn Signale an den Körper schickt, dann verenden die elektrischen Impulse, bevor sie bei den Muskeln ankommen. Eine Milliarde Nerven in ihr senden Impulse aus, die überall und nirgendwo verpuffen. Seit neun Monaten hat sie jetzt diese Krankheit, und das ist länger als alles, was die medizinische Fachliteratur bislang kennt. Die Ärzte können uns nicht mehr sagen, ob Charlottes Nerven irgendwann wieder funktionieren werden oder ob sie für immer gelähmt sein wird.

Hustend atmet sie aus. Ihr rechter Arm zuckt, was heißt, dass ihr Gehirn versucht hat, ihrem Arm mitzuteilen, dass er die Hand heben und den Mund zuhalten soll.

Sie zieht noch mal. Durch den Rauch sagt sie: »Ich mache mir Sorgen.«

»Worüber?«

»Dich.«

»Du machst dir Sorgen um mich?«

»Du musst aufhören, mit dem Präsidenten zu reden. Du musst dich der Realität stellen.«

Ich versuche es mit Humor. »Aber er redet mit mir, nicht ich mit ihm.«

»Dann hör nicht mehr hin, okay? Er ist nicht mehr da. Wenn man tot ist, dann hat man still zu sein.«

Ich nicke, widerwillig. Seit sie ans Bett gefesselt ist, hat sie dem Fernsehen abgeschworen und ist insofern wahrscheinlich der einzige Mensch in den USA, der die Ermordung nicht gesehen hat. Hätte sie den Ausdruck in den Augen des Präsidenten gesehen, als ihm das Leben genommen wurde, würde sie verstehen, warum ich spätnachts mit ihm spreche. Könnte sie das Zimmer verlassen und miterleben, wie eine ganze Nation trauert, wüsste sie, warum ich unseren obersten Befehlshaber reanimiert und wieder zurück ins Leben geholt habe.

»Und von wegen ich und der Präsident«, sage ich. »Da könnte ich dich auch dran erinnern, dass du ein Drittel deines Lebens mit Nirvana verbringst. Die Songs stammen alle von einem Typen, der sich das Hirn weggeblasen hat.«

Charlotte legt den Kopf schräg und sieht mich an, als sei ich ein Fremder. »Kurt Cobain hat den Schmerz seines Lebens in etwas verwandelt, das zu anderen Menschen spricht. Das sie wirklich bewegt. Und was hat der Präsident hinterlassen? Ungewissheit, Leere, zig Fehlschläge.«

Wenn sie bekifft ist, redet sie so. Ich sage nichts. Ich drücke den Joint aus und halte ihre Kopfhörer hoch. »Willst du jetzt dein Nirvana?«, frage ich.

Sie blickt zum Fenster. »Dieses Geräusch. Da ist es wieder«, sagt sie.

Ich strecke den Kopf aus dem Fenster und blicke hinaus in die Dunkelheit. Es ist eine ganz normale Nacht in Palo Alto – das Zischen von Rasensprengern, blaue Recyclingtonnen, ein Wasch-

bär, der im Garten gräbt. Dann bemerke ich sie, direkt vor meinen Augen: eine kleine schwarze Drohne, die am Fenster in der Luft steht. Die winzigen Servomotoren surren, als sie mich ins Visier nimmt. Blitzschnell klaube ich die Drohne aus der Luft und hole sie ins Zimmer. Ich schließe Fenster und Vorhang und untersuche das Ding: Der Korpus besteht aus schwarzer Folie, die über luftige Streben gestreckt ist, filigran wie die Knochen in einem Fledermausflügel. Hinter Rotoren aus durchsichtigem Zellophan verbreitet ein winziger Infrarotmotor pulsierende Wärme.

»Und, glaubst du mir jetzt?«, fragt sie. »Hörst du jetzt mit diesem Präsidentenquatsch auf?«

»Dafür ist es zu spät«, antworte ich und lasse die Drohne frei. Wir sehen ihr beide zu, wie sie desorientiert durchs Zimmer brummt. Ist sie autonom? Wird sie von jemandem gesteuert, jemandem, der unser Haus beobachtet? Ich pflücke sie aus der Luft und schalte sie aus.

Charlotte dreht den Kopf zu ihrer Sprachsteuerung. »Musik an«, befiehlt sie.

Mit geschlossenen Augen wartet sie darauf, dass ich ihr die Kopfhörer aufsetze und sie darauf lauschen kann, wie Kurt Cobain wieder zum Leben erwacht.

Später in der Nacht wache ich auf. Die Drohne hat sich irgendwie von selbst eingeschaltet, schwebt über mir und sondiert mich mit einem schwachen roten Lichtstrahl. Ich werfe einen Pullover über das Ding, und es fällt zu Boden. Ich vergewissere mich, dass Charlotte schläft, und hole meinen iProjector heraus. Ich schalte ihn ein, und der Präsident erscheint, dreidimensional und in Lebensgröße, seine Gestalt ist umgeben von einem gelblichen Schein.

Er begrüßt mich lächelnd. »Es freut mich, wieder zurück in Palo Alto zu sein«, sagt er.

Mein Algorithmus hat auf den GPS-Chip im iProjector zugegriffen und die Datenbank des Präsidenten nach Ortsbezügen durchsucht. Dieser Satz stammt aus einer Rede, die er vor Stanfordabsolventen gehalten hat, damals, als er noch Senator war.

»Mister President«, sage ich. »Es tut mir leid, dass ich Sie wieder stören muss, aber ich habe immer noch so viele Fragen.«

Er blickt nachdenklich in die Ferne. »Nur zu«, sagt er.

Ich bewege mich in seine Blickachse, kann ihn aber nicht dazu bringen, mir in die Augen zu sehen. Eine der grundlegenden Schwierigkeiten bei der Programmierung.

»Habe ich einen Fehler begangen, als ich Sie geschaffen und in die Welt entlassen habe?«, will ich wissen. »Meine Frau behauptet, dass Sie der Bevölkerung das Trauern unmöglich machen. Dass wir wegen *diesem Sie* nicht akzeptieren können, dass es Ihr *echtes Sie* nicht mehr gibt.«

Der Präsident reibt sich die Stoppeln an seinem Kinn. Er blickt zu Boden, dann weg.

»Die Geister, die man einmal gerufen hat, wird man nicht wieder los«, sagt er.

Was unheimlich ist, da er diesen Satz in der Sendung *60 Minutes* geäußert hat – als er sagte, wie leid es ihm täte, dass er den zivilen Einsatz von Drohnen legalisiert hat.

»Wissen Sie denn, dass ich derjenige bin, der Sie geschaffen hat?«

»Jeder Mensch wird frei geboren«, sagt er. »Und niemand hat das Recht, mit anderen zu handeln.«

»Aber Sie sind ja nicht geboren worden«, kläre ich ihn auf. »Ich habe einen Algorithmus nach dem Muster des Linux-Kernels geschrieben. Sie sind eine Open-Source-Suchmaschine, die ich mit einem Dialogbot und einem Video-Compiler gekoppelt habe. Das Programm ist ein Webcrawler, der Bilder, Videos und Daten zu einer bestimmten Person findet und archiviert – alles, was Sie sagen, haben Sie früher bereits gesagt.«

Zum ersten Mal schweigt der Präsident.

Ich frage: »Wissen Sie denn ... dass Sie von uns gegangen sind?«

Der Präsident zögert nicht.

»Das Ende des Lebens eröffnet uns eine neue Art der Freiheit«, sagt er.

Vor meinem inneren Auge läuft wieder der Anschlag ab. Ich habe das Video zig Mal gesehen – der Autokorso bewegt sich im Schrittempo voran, während der Präsident zu Fuß an der Menschenmenge hinter den Absperrungen vorbeigeht. Eine Person in der Menge fällt dem Präsidenten auf. Er wendet sich demjenigen zu, hebt grüßend die Hand. Da trifft ihn das Geschoss in den Bauch. Unter der Wucht des Einschlags krümmt er sich zusammen, und er blickt hoch, um den Schützen anzusehen, der jedoch nie von der Kamera erfasst wird. Ein Begreifen breitet sich in den Augen des Präsidenten aus – erkennt er eine bestimmte Person, wird ihm etwas klar, hat er es womöglich vorhergesehen? Der zweite Schuss trifft ihn ins Gesicht. Man sieht, wie das Licht in ihm erlischt – seine Beine geben nach, er liegt am Boden. Ein paar Tage wird der Präsident noch an eine Maschine angeschlossen, doch sein Leben ist bereits beendet.

Ich werfe einen Blick hinüber zur schlafenden Charlotte. Ich flüstere: »Mister President, haben Sie mit der First Lady je über solche Eventualitäten gesprochen? Über die Zukunft?«

Ich frage mich, ob die First Lady die Maschine abgeschaltet hat.

Der Präsident lächelt. »Die First Lady und ich haben ein ausgezeichnetes Verhältnis. Wir sprechen über alles miteinander.«

»Aber haben Sie ihr genaue Anweisungen hinterlassen? Hatten Sie beide eine Abmachung?«

Seine Stimme wird leiser, klangvoller. »Fragen Sie nach dem Bund der Ehe?«

Ich zögere. »Ich denke schon.«

»Wir haben nur eine Pflicht«, sagt er, »nämlich unserem Ehepartner in jeder Hinsicht zur Seite zu stehen.«

Die Vorstellung, wie ich Charlotte womöglich noch zur Seite werde stehen müssen, lässt mich nicht los.

Der Präsident blickt ins Weite, als flattere dort eine Fahne im Wind.

»In meiner Funktion als Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika«, sagt er, »verbürge ich mich für das, was Sie gerade gehört haben.«

An diesem Punkt weiß ich, dass unser Gespräch vorbei ist. Als ich die Hand ausstrecke, um den iProjector auszustellen, blickt mir der Präsident geradewegs in die Augen, allein der Perspektive geschuldet, vermute ich. Wir betrachten einander, er mich mit tiefsinnigem, melancholischem Blick, und mein Finger mag den Schalter nicht betätigen.

»Stärken Sie Ihre innere Entschlossenheit«, fordert er mich auf.

Kann man eine Geschichte erzählen, die nicht mit etwas beginnt, sondern die einfach plötzlich geschieht? Die Frau, die du liebst, hat die Grippe. Ihre Finger sind taub, ihre Beine fühlen sich an wie Gummi. Schon kann sie die Kaffeetasse nicht mehr halten. Ins Krankenhaus lässt sie sich schließlich nur bringen, weil sie pinkeln muss. Und zwar dringend, der Drang macht sie wahn-sinnig, aber die Lähmung hat eingesetzt: Die Blase kann das Gehirn nicht mehr hören. Nachdem der Notarzt ihr einen Foley-Katheter gesetzt hat, lernst du eine Menge neuer Worte: Axon, Areflexie, akute inflammatorische demyelinisierende Polyneuropathie.

Charlotte sagt, sie sei »voller Lärm«. In ihr wüte »ein Sturm«.

Der Arzt hat eine große Spritze. Er fordert Charlotte auf, sich auf die Tragbahre zu legen. Charlotte hat Angst, sich auf die Tragbahre zu legen. Sie hat Angst, dass sie nie wieder aufstehen wird. »Bitte, Schatz«, sagst du. »Leg dich auf die Trage.« Kurz darauf musst du dir den Glyzerinschimmer einer frischgezapften Phiole Rückenmarksflüssigkeit ansehen. Und sie hatte recht. Sie steht nicht wieder auf.

Als Nächstes ist die Plasmapherese dran, dann die Therapie mit Immunglobulin in hohen Dosen.

Die Ärzte lassen beiläufig das Wort *Beatmungsgerät* fallen.

Charlottes Mutter kommt. Sie bringt ihr Cello mit. Sie weiß alles über die Leningrader Blockade. Darüber hat sie ein Buch geschrieben. Als Charlotte in das künstliche Koma versetzt wird, füllt sie die Neurologie mit den traurigsten Klängen der Welt. Sieben Tage lang ist nichts als das Zischen der Luftklappen, das

Trillern des Vitaldatenmonitors zu hören, und Schostakowitsch, Schostakowitsch, Schostakowitsch.

Zwei Monate Physiotherapie in Santa Clara. Dort gibt es Tauchbecken, Sonarstimulatoren, Exoskelett-Trainingsgeräte. Charlotte wird die Person im Raum, bei deren Anblick sich die mit anderen Krankheiten Geschlagenen auf einmal glücklich schätzen. Sie macht keine Fortschritte, sie »kämpft« nicht »tapfer« und »schlägt« sich auch nicht »wacker«.

Charlotte redet sich ein, dass ich sie für eine der Schwestern auf der Station verlassen werde. In der Reha schreit sie mich an, ich soll mich sterilisieren lassen, damit diese andere Frau und ich mit Kinderlosigkeit geschlagen sein werden. Zur Beruhigung lese ich ihr Joseph Hellers Memoiren vor, der ebenfalls am Guillain-Barré-Syndrom erkrankt war. Das Buch sollte uns eigentlich aufheitern. Stattdessen berichtet es ausführlich, wie wunderbar Hellers Freunde sind, wie optimistisch er in die Zukunft blickt und wie glücklich Heller ist, als er seine Frau verlässt und die schöne Krankenschwester heiratet, die für ihn sorgt. Besonders das Ende verdirbt Charlotte die Laune: Joseph Heller wird wieder gesund.

Wir stürzen in einen Abgrund der Verzweiflung, schmal und tief. Alles treibt dort im Wasser am Grund mit uns – Beruf, Ziele, Wünsche, Reisen, Kinderpläne –, alles müssen wir ersäufen, um uns selbst zu retten.

Endlich wird Charlotte entlassen. Doch zu Hause ist alles unerwartet surreal. Die vertraute Umgebung macht uns endgültig klar, wie unmöglich ein normales Leben ist. Aber die Katze freut sich, Charlotte wieder zu Hause zu haben, freut sich derart, dass sie eine ganze Nacht auf dem Luftröhrenschnitt in Charlottes Hals liegt. Das war's dann wohl, Katze! Während ich in der Garage bin, beobachtet Charlotte eine Spinne, die sich an einem Faden von der Decke herunterlässt. Charlotte versucht, sie wegzublasen. Sie pustet und pustet, aber die Spinne verschwindet trotzdem in ihren Haaren.

Zu erwähnen außerdem Tests, Tobsuchts- und Trotzanfälle. Die Entdeckung von Kurt Cobain, Marihuana und immer kürze-

ren Haarschnitten steht uns noch bevor. Aus der Zeit gibt es nur eine Episode, von der ich berichten muss. Es war eine normale Nacht. Ich lag neben Charlotte in dem Klinikbett, hielt ihr eine Zeitschrift vor die Augen und blätterte um, ich sah ihr Gesicht also nicht.

Sie sagte: »Du weißt nicht, wie ich mich danach sehne, aus diesem Bett rauszukommen.«

Ihre Stimme klang ausdruckslos. Etwas in der Art hatte sie schon tausend Mal gesagt.

»Ich würde alles tun, um hier rauszukommen«, sagte sie.

Ich blätterte um und lachte über ein Foto mit der Schlagzeile: »Stars sind auch nur Menschen wie wir!«

»Aber ich könnte dir das niemals antun«, sagte sie.

»Was antun?«, fragte ich.

»Nichts.«

»Wovon redest du, was meinst du damit?«

Ich drehte ihr das Gesicht zu. Es war nur ein paar Zentimeter von ihrem entfernt.

»Wenn ich dir damit nicht so weh tun würde«, sagte sie, »würde ich einfach verschwinden.«

»Wohin verschwinden?«

»Weg, weg von hier.«

Seit der Nacht, in der mir das Versprechen abgerungen wurde, hatten wir es beide nicht mehr erwähnt. Ich versuchte, so zu tun, als stünde es nicht im Raum – vergeblich.

»Ob du's willst oder nicht, mich wirst du nicht los.« Ich zwang mich zu lächeln. »Man nennt das Schicksal. Wir gehören eben zusammen. Und bald wirst du wieder gesund und alles ist wie früher.«

»Mein Leben besteht aus diesem Kopfkissen.«

»Das stimmt überhaupt nicht. Du hast deine Freunde, deine Familie. Und die Technik. Die ganze Welt ist zum Greifen nah.«

Mit Freunden meinte ich ihre Pflegerinnen und Physiotherapeuten. Mit Familie meinte ich ihre distanzierte, grüblerisch veranlagte Mutter. Aber es machte nichts: Charlotte war zu weit weg,

um mich auf ihre gelähmten Hände und deren Unfähigkeit, nach irgendetwas zu greifen, hinzuweisen.

Sie drehte den Kopf zur Seite und starrte das Gitter an.

»Schon in Ordnung«, sagte sie. »Ich würde dir so was nie antun.«

Am Morgen, bevor die Pflegekräfte eintreffen, ziehe ich die Vorhänge zurück und betrachte die Drohne im frühen Morgenlicht. Antrieb und Tarnkappe sind größtenteils Standardbauteile, aber die halb unter einem Kevlarschutz verborgenen Prozessoren kenne ich noch nicht. Um die Drohne zum Sprechen zu bringen und herauszufinden, wer das Ding auf mich losgelassen hat, muss ich mir den Hash Reader aus der Firma besorgen.

Als Charlotte aufwacht, stecke ich ihr ein Kissen unter den Kopf und massiere ihre Beine. Das ist unsere Morgenroutine.

»Lass uns ein paar Schwann-Zellen erzeugen«, sage ich zu ihren Zehen. »Es wird Zeit, dass Charlotte ein paar Myelinscheiden produziert.«

»Da hat aber jemand gute Laune«, sagt sie. »Wenn du so gut drauf bist, hast du bestimmt mit dem Präsidenten geplaudert. Deswegen redest du doch mit ihm, oder? Zur Ermutigung? Von wegen Licht am Ende des Tunnels und so.«

Ich hebe ihren rechten Fuß hoch und massiere die Achillessehne. Letzte Woche hat Charlotte einen wichtigen Test nicht bestanden, den DTRE, bei dem die Responsivität des kollagenen Bindegewebes überprüft wird, auf Anzeichen für eine beginnende Heilung. »Machen Sie sich keine Sorgen«, hat der Arzt zu uns gesagt. »Ich kenne einen anderen Fall, wo es ebenfalls neun Monate gedauert hat, bis die erste Reaktion kam, und der Patient wurde vollständig geheilt.« Ich fragte, ob wir vielleicht mit diesem Patienten sprechen könnten, um zu erfahren, was er durchgemacht hat – um ein Gefühl dafür zu bekommen, was uns bevorsteht. Der Arzt teilte uns mit, dass der Fall aus Frankreich stamme, aus dem Jahr 1918.

Als der Arzt weg war, ging ich in die Garage und fing an, am Präsidenten zu arbeiten. Ein Psychologe würde wahrscheinlich

sagen, dass das Projekt etwas mit dem Versprechen zu tun hat, das ich Charlotte gegeben habe – damit, dass der Präsident ebenfalls einen Bezug zu der Person hatte, die ihm das Leben nahm. Aber es ist noch simpler: Ich musste einfach jemanden retten, und beim Präsidenten spielt es keine Rolle, dass ich zu spät komme.

Ich klopfe auf Charlottes Kniescheibe. Kein Reflex. »Tut irgendwas weh?«

»Und was hat der Präsident nun gesagt?«

»Welcher Präsident?«

»Der tote«, gibt sie zurück.

Ich drücke die Daumen in die Aponeurosis plantaris. »Und, wie sieht's hier aus?«

»Kühl wie Diamantengeschmeide«, antwortet sie. »Na komm, ich weiß, dass du mit ihm geredet hast.«

Heute wird ein schlechter Tag, das merke ich jetzt schon.

»Lass mich raten«, insistiert Charlotte. »Der Präsident hat dir nahegelegt, in die Südsee zu ziehen und Maler zu werden. Das ist doch inspirierend.«

Ich sage nichts.

»Aber du würdest mich ja mitnehmen, oder? Ich kann deine Assistentin werden. Ich kann dir die Palette mit den Zähnen halten. Und wenn du ein Modell brauchst – liegender Akt ist meine Spezialität.«

»Wenn du's unbedingt wissen willst: Der Präsident hat zu mir gesagt, ich soll meine innere Entschlossenheit stärken.«

»*Innere Entschlossenheit*«, erwidert sie. »Davon könnte ich auch gut was gebrauchen.«

»Niemand hat mehr innere Entschlossenheit als du.«

»Was für ein Gesülze. Siehst du nicht, was hier los ist? Dir ist schon klar, dass ich den Rest meines Lebens so verbringen werde, oder?«

»Nichts überstürzen, meine Hübsche. Der Tag ist erst ein paar Minuten alt.«

»Ich weiß«, sagt sie. »Und ich sollte mittlerweile wahrscheinlich einen Zustand erleuchteter Hinnahme erreicht haben. Glaubst du